

Berliner Tageblatt

Hier umlagefrei eingetragene Manuskripte über- nimmt die Redaktion ferns Verantwortlichkeit.

und Handels-Zeitung.

Chef-Redakteur: Walter Schulze in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Reaktionäre Verbrüderung.

Als Herr Denburg im Reichstage die ultramontane „Eiserne“ auffand, als er den Mut hatte, vor dem unerschrocken gewordenen Druck des Zentrums in die Öffentlichkeit zu trüben, da jubelten die Konservativen laut auf, und der Januhauer Abendpost viel begehrt: „Eublich ein Mann!“ Aber die Begeisterung ist schnell verwichen. Nach jetzt geht der Kampf um die Parteiführung zwischen Konservativen und Zentrum weiter, wobei „Germ.“ so hoch ist, dem Reichstages-Präsidenten ein konservatives Mandat gegenüberzustellen. Als konservativer Eisdüffel werden hier die Ernennung Bullmanns zum Gouverneur in Kamerun sowie Bullmanns Ernennung zum Reichsdirektor, die durch konservativer Vermittlung erfolgte Ernennung Wölkens in die Reichsleitung endlich der Herrschaft hobelst, einen Better im Kolonialdienst unterbringen, angeführt. Nach ihm wird der konservativen Partei nachgelagt, daß sie eine Rebeherregung verübt und der Regierung das Leben sauer gemacht habe.

„Es sei nur daran erinnert“, schreibt die „Germ.“, „wie die Eulenburgs im Oktober 1894 den jähren Sturz von Caprivi herbeigeführt haben, wie früher Fürst Bülow seine Hand bei so vielen Veränderungen von Stellen mit im Spiel hatte, kein König, keine Krone!“ war der Schlußsatz der Konservativen, als sie dem Kaiser „Brotkrumen“ zu streuen. Das „Rechtliche“ sollte fallen, wenn der „Eisenstein“ in diesen geriet würde! Nie hat eine Partei ein schamloseres — laubstündiges Joch angesetzt als mit dieser Verbindung! Die Konservativen haben im Reichstage erst dann für die Entlassung des Reichsgerichtspräsidenten, nachdem ihnen von der Regierung bestimmt worden war, daß ein Gesetzentwurf über die Wiedereinsetzung des 833 des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Verpflichtung des Reichsrichters nur in bestimmten Fällen vorgelassen werde. So konnten wir noch eine lange Liste aufzählen.

Das alles trifft zu; wir sind auch überzeugt, daß mit dem, was bisher an die Öffentlichkeit gekommen ist, die Republikanisten der konservativen wie der Zentrumspartei nicht amnähend erschöpft sind. Nur soll man nicht wägen, daß sich deshalb Zentrum und Konservative dauernd als Todfeinde gegenüberüberheben werden, im Gegenteil, nachdem man sich gegenseitig angesprochen hat, sucht man sich wieder eine Verständigung herbeizuführen. Schon läßt sich die „Kreuzzeitung“ aus Süddeutschland schreiben, daß die Verhältnisse den bringenden Wunsch rechtfertigen, das Zentrum nicht zu sehr zu bekämpfen.

Seine sogenannte ausfallende Stellung im Reichstage, so heißt es in der „Kreuzzeitung“, wird, das ist fast ganz sicher, durch diese und auch eine etwaige zweite Auflösung nicht wesentlich geändert werden. Darum scheint es mir wichtiger für das Vaterland zu sein, wenn man das Zentrum lieber freundschaftlich beachtet, und am allerbesten wäre es, wenn man sich mit ihm in diesem Wahlkampf zusammenfinden gegen die Sozialdemokratie. Prinzipiell könnte das Zentrum dies ganz gut tun, denn es steht prinzipiell auf einem ganz anderen Standpunkt als die Sozialdemokratie. Ich halte es für sehr wichtig, daß die Konservativen sich dem Zentrum gegenüber nicht zu schärf verhalten, sondern fair und gerecht. Wir haben mit ihm reichlich und vollständig viel mehr zu tun, als man zu erwarten hat. Die Sozialdemokratie ist liberaler, das Zentrum seine ausfallende Stellung zu weitertreiben, kann man ihm nicht ablehnen. Solange die evangelischen Kirchen innerlich und daher auch äußerlich

ungefähr, verfaßt, direktionslos und schwach sind, kann eine ausfallende konservative Partei nicht entstehen, und deshalb ist das Zentrum in gewissem Sinne zur Zeit geradezu unentbehrlich.

Auf die Bündnisse des Zentrums ist eine solche Sprache Ballast. Die „Germ.“ bezeichnet zwar den Gedanken, in diesem Wahlkampf alle Parteien gegen die Sozialdemokratie zu vereinigen, als völlig ausfallend, aber sie bestreitet doch, daß das „ruhige, objektive Urteil“ des liberalen Konservativen „sehr wohlwollend“ beruhe und von „Weitblick“ zeuge. Ähnlich sucht auch die „Köln. Volksztg.“ die Konservativen einzulassen. Sie schreibt am Schluß einer längeren Darlegung:

„Es ist begreiflich, daß den Konservativen schon jetzt schwere Bedenken aufliegen, inwieweit der erste Jubel und Ehrdruß vorüber ist. Es wird noch besser kommen. Die neue Reichsregierung ist bereits in sich zerfallen, noch ehe sie auftraten begonnen. Und wenn wirklich eine kleine Reichsregierung in der Mehrheit aus Konservativen, Sozialdemokraten, Nationalliberalen und Linksliberalen aus den Wahlen hervorgeht, so werden sofort an jeder großen Partei, sozialpolitischen, sozialliberalen Partei vollstän dig ge scheitert. Man kann doch leichtlich keine Partei der Sozialdemokraten vor sich bilden; schließlich ist das Deutsche Reich doch ein wenig christlich als diese Nation, in welcher das deutsche Reich bisher so wenig Freunde gefast hat. Wären diejenigen Parteien, welche ihre Aufgabe nicht darin erblicken, sich für das Prestige der Nationalliberalen zu opfern, schon jetzt auch die Zeit nach den Wahlen im Auge gefaßt, wo die Realitäten der Dinge gesehehen, die nicht fordern werden.“

Nach alledem wird es nicht mehr lange dauern, bis sich die beiden vorübergehend getrennten Brüder, Zentrum und Konservative, wieder in den Armen liegen. Und die Sympathie für das Zentrum macht bei den Konservativen nicht Halt. Auch der rechte national-liberale Flügel zeigt schon wieder zum Zentrum hinüber. So sind die „Hamb. Nachr.“ geradezu entsetzt über die Ausführungen D. Baumanns in seinem Briefe an das „Berl. Tagebl.“, daß es von einem Zusammengehen zwischen Nationalliberalen und Zentrum abhängt, wie groß das Zentrum künftig sein wird. Sie proklamieren ungeheuer eine Unterwerfung des Zentrums, wenn sie überleben.

Das Zentrum ist glückselig — wie sich leider so oft gezeigt hat — in nationalen Dingen ebenso unangelegentlich, wie andererseits unachtsamer und genügt, seine Macht zu misbrauchen, aber zu wissen ihn und der Partei, die den Kampf um den Staat und die Herrschaft auf dem nationalen Wege erhebt, mit den richtigen Reaktionen, Reaktionen und Vorbehalten nicht nur sympathisch, sondern sie mit Geduld, Wohl und Zart umherführt, besteht doch noch ein gewaltiger Unterschied.

Man kann eigentlich erst das Zentrum aus dem Galle werfen will, wenn man erst hat, es ist später wieder hineinzubringen, das heißt das Geheimnis dieser „nationalen“ Politik. Aber für den Liberalismus klärt sich die Lage, je mehr es deutlich wird, daß die Rechte gegen das Zentrum um einen Scheinkampf führen will. Auch die Liberalen müssen auf die Zeit im Auge der Wahlen denken. Dazu werden sie keinen Augenblick an der Notwendigkeit zweifeln, unter allen Umständen gegen die gesamte Reaktion, von welcher das Zentrum nur ein Teil ist, zu kämpfen.

Der Pariser „Matin“ nimmt, wie uns unser 2-Korrespondent telegraphisch heute von einer Meldung seines Pariser Korrespondenten Notiz, nach der die Beziehungen zwischen Leo XIII. und dem Deutschen Kaiser auf eine Entstellung gewisser Verhandlungen zurückgeführt werden muß, die über die Rück- erstattung der im Kulturkampf nicht ausgezahlten

Bischofsgehälter an den Kaiser gebittet worden seien. Der Kaiser habe den Empfang dieser Gebühre abgelehnt. Dies sei die einzige Gebühre, welche, die jemals zwischen dem Kaiser und Deutschland geschweht habe.

Nach einer Meldung der „Münchener Allg. Ztg.“ sollten sich der Kolonialdirektor Denburg und der Gouverneur v. Vindequitt gegenwärtig in London aufhalten und mit der englischen Regierung, Vereinbarungen anstreben, welche den Mebertritt der englischen Kolonialbehörden in Südwestafrika auf englische Gebiet verbinden sollten. — An dieser Meldung ist, wie wir erfahren, amüßlich der Postus unrichtig, der sich auf Herrn Denburg bezieht, denn der stellvertretende Kolonialdirektor weist nicht in London, sondern in Berlin. Richtig ist richtig, daß der Generalgouverneur v. Vindequitt sich nach London begeben hat und dort mit der englischen Regierung verhandelt. Diese Verhandlungen, die von der Kolonialverwaltung schon vor dem Reichstagesauflösung vorbereitet waren und seit der Auflösung des Reichstages eifrig betrieben werden, haben gemeinsame deutsch-englische Verhandlungen zur Festlegung des Grenzgebietes zum Ziel. Sie werden als keineswegs aussichtslos bezeichnet, vorausgesetzt, daß nicht durch eine vorzeitige Schwächung der Zentrumsmacht oder durch die bestimmte Aussicht auf eine solche Schwächung die Zuerstfert der Schwärze neu belebt werde.

Herrenhaus und Wahlreform in Oesterreich.

(Von unserem Korrespondenten.)

Wien, 18. Dezember.

Die Regierung hat sich im Interesse der Wahlreform an einem großen Zugeständnis an das Herrenhaus entschlossen. Ministerpräsident Beck hat dort eine Vorlage eingebracht, die den Numerus clausus für das Herrenhaus einführt. Das Herrenhaus soll künftig hundertundachtzig Mitglieder zählen, das heißt: das Recht der Krone, in das Herrenhaus Mitglieder an der Zahl von 180 Wählern. Damit hat das Herrenhaus seine Verfassung mit neuen, wichtigen Veränderungen umgeben, da neue Wählkreise unumgänglich sind, wenn das Herrenhaus bereits vollständig ist, die Regierung ihm also nicht unter allen Umständen ihren Willen aufzuzwingen kann.

Trotz dieser weitgehenden Zugeständnisse fühlt sich eine reaktionäre Clique im Herrenhaus nicht ganz befriedigt. Und da die Wahlreform eine Zweidrittelmehrheit erfordert, würden schon fünfzig Gegner der Vorlage genügen, um sie zu Falle zu bringen. Eine Präferenzliste von etwa hundertfünfzig Reichstagsmitgliedern könnte nämlich unter obere Kammer kaum aufbringen. Ministerpräsident Beck hat es daher in der Herrenhauskommission an Vorstellungen nicht fehlen lassen und seine ganze Verdräuftheit aufgebracht, um untere Partei umzustimmen. Er legte ihnen namentlich dar, daß der Gedanke des Pluralitätswahlrechtes auf Grund des Alters, den das Herrenhaus in der Wahlreform zur Geltung bringen möchte, seine sachliche Berechtigung besitze. Die Zahl der Wähler unter 35 Jahren betrage 2 Millionen, die der Wähler über 35 Jahren etwa 1,5 Millionen, es sei also offenbar ein erhebliches Übergewicht der befürworteten Wählerklasse vorhanden. Soweit sie einen maßgebenden Einfluß ausüben wollten und könnten, ist ihnen alle Möglichkeit dazu geboten. Die weitere Verteilung von Pluralitätsrechten an die älteren Wähler könne ebenfalls einer vollständigen Majorisierung der jüngeren nicht, ohne den Ergebnis wesentliche Veränderungen herbeizuführen zu können.

Das Hoftheater in Weimar brennt!

Nach ehe es völlig ausgebrannt hatte, ist das hochberühmte Weimarer Hoftheater ein Haub der Flammen geworden.

Wie uns ein Privat-Telegramm aus Weimar mitteilt, ist bei einer heute vormittags veranstalteten Probe dem nicht allfälligen Stück „Das Leben eines Beletius“ auf dem Schminnen durch Ausfall einer Feuerkugel entstanden, die schnell nur sich durch und mangels eines geeigneten Vorhangs auch in den Zuschauerraum vordrang. Menschenteile sind am Glück nicht zu beklagen. Nach der Theaterdiener Walter wurde durch einen herabfallenden Kronleuchter nicht allzu- schwer verletzt.

Wie uns weiter gemeldet wird, wird das Theater — vor allem infolge des Hoffensabens, der bei der ausgehenden Hofoper entstanden ist — fortan überaus nicht mehr benutzt werden können. Als Zeit bleibt, das das ehrsüchtige Haus ohnehin am 16. Februar das nächsten Jahres definitiv geschlossen und dann abgebrochen werden sollte. Schon steht in der Nähe des alten Theaters das neue Hoftheater fast fertig, nachdem es jahrelange Debatten gefolgt hatte, zum Teil auch finanzieller Natur, die die Finanzverwaltung nicht werden konnten. Die Entwürfe dazu wurden von Professor Hittmann in Weimar her, der das neue Haus, besonders die Fassade, rechtlichlich an die große Hoftheater anknüpfen wollte. So hat denn das alte Theater sein Ende gefunden und damit seine Kunststätte, an die sich die denkbarlichsten Erinnerungen vor deutschen Bühnenkunst knüpfen. An seiner Stelle fand bereits wieder das im Jahre 1779 erbaute Hoftheater, das dann am 22. März 1825 ebenfalls dem Flammen zum Opfer fiel. Das heute abgebrannte Theater war unter dem verstorbenen Großherzog Carl Alexander einer durchgreifenden inneren Renovation unterworfen worden. Aber die neue und die durch reichliche Verwendung von Holz noch erhöhte Feuergefährlichkeit waren geblieben.

Wie uns ein weiteres Privat-Telegramm gegen 2 Uhr meldet, ist der Haub bereits gelöscht. Das Theater des Hauses ist nicht wesentlich in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Schminnen hatten sich nach Bergung ihrer Wandersitze über die Notwendigkeit im klaren gesehen.

Sehnsuchtsland.

Märchen von (Katharina verboten.)

Anna Plothow.

In einer hochgelegenen alten Stadt mit engen Straßen lauch der Straße Sehrent empor. Sein Sohn angeheiratetes Vaterhaus bang reiches Haus, aber es war kein frohes Leben darin. Nur ein alte Großmutter und ein einziges alte Kamsgefäße bewachte seine Ruhe, denn seine Eltern waren tot.

Sein Vater, der reiche Kaufherr, der unglücklich das Meer durchsuchte, um immer neue Schätze von fernem Süden heranzuholen, war auf dem Meere ertrunken. Seine Mutter, die schöne Tochter südländischer Länder, war dahingestiegen in Sehnsucht nach der Sonne und dem blauen Himmel ihrer Heimat; in Sehnsucht nach dem fernem Galten, in Sehnsucht nach einem Kinde. Als der reiche Kaufherr in ihrem Kramen lag, sagte sie, daß ihre Faust zu Ende ging. Sie tauchte ihn mit ihren Tränen und küßte sie dabei: „Sehrent sollst du heißen, denn mein Leben verging in Sehrent und Sehrent, und nun fühl' ich in bitterer Not den Schatten des Todes.“ So sprach sie und starb.

Einmal lauch Sehrent heran. Er saß zu den Füßen seiner Großmutter, und sie sang ihm das Lied, das seine Mutter sang: „Kreime, die breitet die Flügel, Weber der Wolken Band, Weber der Erde Gewand, Sucht ihr das Sehnsuchtsland.“

Oder er sah bei den Wärdern und suchte nach Weisheit. An eine Gefährtin hatte Sehrent, und das war die schlanke Hührgande, des Ratslers Tochter, die an der anderen Seite des Meeres wohnte.

„Wenn ich groß bin“, sagte Sehrent, „dann date ich mir ein Schiff und lauch Meer hinaus wie mein Vater, und lauch das Land, von dem meine Mutter sang. Und wenn mir's gefunden, dann lauch ich wie beide dort unter dem Wunderhimmel. Willst du?“ Die Jahre kamen und gingen. Sehrent wuchs zu einem schönen Jüngling heran, denn verstorben die Wälder der Wärdern folgten. Er aber sah nur auf Silber.

alle weltliche Kunstfertigkeiten erlernte. Die frommen Klosterfrauen besprachen, daß sie Schiefer nähen lernen sollte, die so fein wie Mondentröpfchen wären, aber das sollte siebzig Jahre dauern.

Als sie fern war, fand Sehrent die alte Stadt enge und freundes, er schaute sich und lauch nicht tonand. Sein Herz brannte in Jugendfeuer, und unbewußtliche Lust empfing ihn. Fort wollte er und alle Meere durchschiffen, bis er das Sehnsuchtsland fände.

Er nierte ein Schiff und nahm nichts mit als den Segen der Großmutter, seine Krone und einen Beutel mit Gold, lauch genug, um seine Bedürfnisse für lange Zeit zu decken. Voll froher Erwartung schiffte er hinaus; viele Ränder besuchte er, an vielen Küsten landete er. Anfangs lauchte ihn das Meer, aber bald war er müde und traurig, denn das Sehnsuchtsland fand er nirgends.

Schon hatte er fast die ganze Erde umsegelt, als sein Schiff in einen Sturm geriet. Hensdogen gingen die Wälder und warfen das Fahrzeug wie einen Raubvogel einander zu, das Meer brach, und die Mannschaft befahl ihre Seele Gott, denn sie glaubte, ihr letztes Stündlein sei gekommen.

Sturmes trieb das Schiff umher, aber seine lesten Planken bockten nicht, sie überdauerten den Sturm. Am dritten Tage schien wieder die Sonne, der Wind legte sich, und die See ward fliegenflatt. Sie waren ganz abgetrennt von ihrem Kurs und lauchten kaum noch, wo sie waren. Da lauchte plötzlich vor ihnen Wälder ein Insel aus dem Meere auf. Sie tranken gerade daran zu, als sahen sie, daß es ein festes Land war, das unbekannt schien.

„Wie heißt diese Insel?“ fragte Sehrent den Schiffherr. Der Steuermann lauchte eifrig in seinen Karten, dann entgegnete er: „Das muß das unbekante Land“ sein. Sie hörte davon, daß sich die Insel, und es steht hier nicht verzeichnet.“

„Das unbekante Land“, sagte Sehrent flünnend, „warum heißt dies Land so?“ „Weil es noch niemand betreten hat. Seit nur, aber wie sie die Insel eintrug, sein kühnster Fuß betrat an ihnen zu halten. Und dort, wo sie ankam, traten, gab es eine bunte Höhe wie der schwarze Schind des Todes.“ Es findet sich wohl niemand, der sie zu betreten lauch.“ „Doch“, rief Sehrent, und seine Augen blühten, „wir wollen sie durchschiffen. Segt die Seele aus.“ Da erhob sich ein Wärdern unter der Mannschaft. Dieser Sturmbogel, der Steuermann, trat vor, und brühte seine Wälder in der Hand und